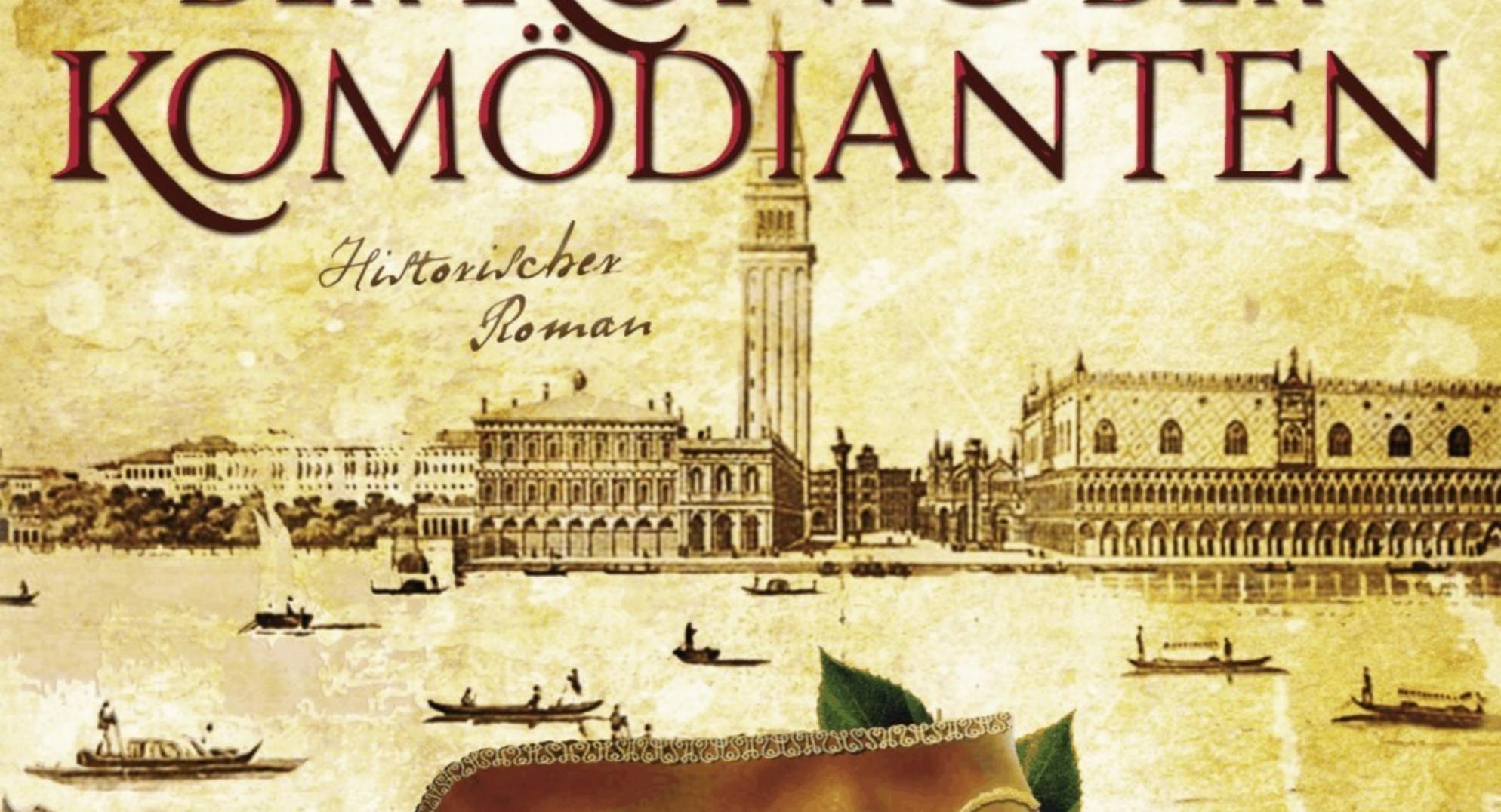


CHARLOTTE  
THOMAS

DER KÖNIG DER  
KOMÖDIANTEN

*Historischer  
Roman*



LÜBBE

Charlotte Thomas  
Der König der Komödianten

Mit  
Illustrationen  
von  
Jan Balaz



Charlotte Thomas

DER KÖNIG  
DER  
KOMÖDIANTEN

Historischer  
Roman



Ehrenwirth

Weitere Titel der Autorin:  
Die Madonna von Murano  
Die Lagune des Löwen  
Die Liebenden von San Marco

Ehrenwirth in der BASTEI-LÜBBE GmbH & Co. KG

Originalausgabe

Copyright © 2010 by Charlotte Thomas  
Copyright Deutsche Originalausgabe © 2010  
by BASTEI-LÜBBE GmbH & Co. KG, Köln  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Michael Meller Literary Agency GmbH, München

Übersetzungsnachweise:

*Amores* von Ovid, übers. von Hermann Oelschläger  
(*Elegien der Liebe*, Teubner-Verlag, Leipzig 1880)

*La Divina Commedia* von Dante Alighieri, übers. von Carl Streckfuß  
(*Die Göttliche Komödie*, Wegweiser Verlag, Berlin 1922)

*Menaechmi* von Titus Maccius Plautus, übers. von  
Johann Jakob Christian Donner (*Die Zwillinge*,  
C. F. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig/Heidelberg 1865)

Textredaktion: Gisela Günther, München

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau unter Verwendung  
einer Illustration von © Jan Balaz

Autorenfoto: Olivier Favre

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Druck und Einband: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-431-03807-1

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet

unter: [www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

Bitte beachten Sie auch:

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*Für Kerstin*

*Für uns und uns're Vorstellung  
Mit untertän'ger Huldigung  
Ersuchen wir Genehmigung.*

Shakespeare, Hamlet,  
3. Aufzug 2. Szene

TEIL



*Landgut  
im Veneto,  
März 1594*

*Lannunziatore*



 Mucksmäuschenstill lag ich der Länge nach ausgestreckt auf dem Deckenbalken und starrte hinunter zu dem Paar auf dem Küchentisch.

Von oben betrachtet kam mir der Akt nicht so aufregend vor, wie ich es gehofft hatte. Vor allem von Paulina konnte ich kaum etwas erkennen, und das Wenige, das sich mir bot, mutete eher komisch als aufregend an. Das mochte daran liegen, dass Paulina hinter Onkel Vittores Rücken ihre Fingernägel begutachtete und dabei einen recht gelangweilten Eindruck machte. Es schien fast so, als wäre sie in diesem Moment lieber woanders.

Ich wiederum gab mich die ganze Zeit der stillen Hoffnung hin, Onkel Vittore würde vielleicht seine Position ändern, damit ich mehr von Paulinas Körper erkennen konnte. Wie Onkel Vittore aussah, ob von vorn oder von hinten, wusste ich nur zu gut, da ich ihm gelegentlich beim Baden helfen musste, weil seine Gicht in den letzten paar Jahren solche Verrichtungen wie das Besteigen eines Zubers zu einer gefährlichen Angelegenheit machte.

Bei seinen Bemühungen mit Paulina kam er allein zurecht, auch wenn es den Anschein hatte, dass es ihn mehr Kraft kostete, als ihm zu Gebote stand. Sein Ächzen klang wesentlich lauter als beim letzten Mal.

Dass er mit seinem Glied in jenen unaussprechlichen Teil ihres Körpers eingedrungen war, wusste ich, schließlich hatte ich

schon beobachtet, wie sich die Tiere paarten. Der Vorgang als solcher war für mich kein Geheimnis, und doch ging es bei Menschen ganz anders vonstatten. Allein die Tatsache, dass mein Onkel auf Paulina lag, fand ich höchst bemerkenswert, vor allem im Hinblick darauf, dass er dabei ihre Brüste direkt vor Augen hatte. Was für eine geniale Einrichtung der Natur, dass Menschen sich von Angesicht zu Angesicht vereinigen konnten!

Paulina streckte die Hand aus und ergriff einen Brotkanten. Zerstreut biss sie hinein und kaute, während ihr Blick müßig über die Decke streifte. Ich hielt die Luft an, doch dann wurde Paulina vom Gackern eines Huhns abgelenkt, das von draußen den Weg in die Küche gefunden hatte und in der Nähe des Kochkamins herumpickte.

Onkel Vittore steigerte unterdessen seine Anstrengungen und bewegte sich schneller. Nach allem, was ich inzwischen wusste, würde es nun nicht mehr lange dauern.

Eines war jedoch sonderbar: Die Laute, die sich Onkel Vittore entranen, waren mit einem Mal von seltsam fiependen Tönen unterlegt, es klang, als würde eine Gans erwürgt.

Paulina hatte anscheinend den Geschmack am Brot verloren. Sie legte es zurück und pulte mit den Fingern zwischen ihren Zähnen herum.

»Ich liebe deine Leidenschaft.« Ihre Stimme klang eigentümlich monoton, und ich fragte mich, ob sie die Wahrheit sprach. Zweifeln ließ mich, dass sie dabei die Nase rümpfte – Onkel Vittore pflegte schon zum Frühstück reichlich Zwiebeln zu sich zu nehmen.

Ich fühlte mich zu einem stummen Zitat inspiriert. *Nam quotiens futuit, totiens ulciscitur ambos: illam affligit odore, ipse perit podagra ...*\*

\* »Denn jedes Mal, wenn er es mit ihr treibt, sind sie beide bestraft: Sie wird von dem Gestank umgehauen, er selbst von der Gicht.«  
(Catull, Epigramme, Nr. 71)

Mir stockte der Atem, denn in diesem Moment bewegte sich Onkel Vittore ein wenig zur Seite, sodass Paulinas nackte Brüste sichtbar wurden. Vorhin, als sie ihr Gewand geöffnet hatte, hatte ich sie nur kurz sehen können, weil die kahle Kugel, die der Schädel meines Onkels von hier oben aus betrachtet war, sofort die weiblichen Wölbungen verdeckt hatte. Jedenfalls eine davon, für alle beide war er zu klein, denn sie waren, zumindest nach meinem Dafürhalten, gewaltig. Die andere lag unter seiner Schulter verborgen, doch nun, da er sich zur Seite schob, wurde ihr ganzer Oberkörper sichtbar.

Da waren sie! Ehrfürchtig bestaunte ich dieses unfassbare anatomische Wunder und wünschte mir, an Onkel Vittores Stelle zu sein. Wenigstens für einen kleinen Moment, um einmal diese ungeheuren Auswüchse weiblicher Besonderheit aus der Nähe betrachten zu können.

»Bist du schon fertig?«, fragte Paulina.

Mein Onkel antwortete nicht. Er hatte aufgehört, sich zu bewegen. Paulina tätschelte ihm den kahlen Schädel. »Vittore? Das ging aber schnell.«

Das fand ich auch. Das letzte Mal, vor zwei Wochen, hatte ich hinter der Kiste mit den Zwiebeln gehockt und von dieser Warte aus nur die herabbaumelnden Füße von Paulina sowie die bleichen Waden meines Onkels gesehen, doch der Akt war mir bedeutend länger vorgekommen als dieser. Desgleichen alle anderen, denen ich schon zuvor heimlich hatte lauschen können. An diesem Tag befand ich mich dank des Einfalls, auf den Balken zu klettern, in der außergewöhnlichen Situation, zum ersten Mal direkt zuschauen zu können.

»Vittore?«

In dem Moment machte ich den Fehler, mich zu bewegen. Es war nur ein Drehen des Kopfes, um die Fliege zu verscheuchen, die sich schon zwei Mal auf meine Nase gesetzt hatte, während ich hier oben auf der Lauer lag. Doch die kurze Bewegung reichte, um mich aus dem Gleichgewicht zu bringen,

sodass ich beide Arme um den Balken schlingen musste, um nicht abzurutschen oder gar hinabzustürzen. Damit verursachte ich ein Geräusch, das sofort Paulinas Blicke nach oben lenkte.

Sie schrie auf, als sei ihr ein Höllengeist erschienen, was möglicherweise tatsächlich ihrem ersten Eindruck entsprach, denn ich hatte mir, bevor ich den Balken erklommen hatte, das Gesicht mit Ruß vom Herd geschwärzt, um mich farblich der von jahrzehntelangen Kochdünsten gebeizten Decke anzugleichen.

»Vittore!«, kreischte Paulina. »Da oben ist jemand!« Gleich darauf hielt sie inne.

»Marco? Bist du das etwa?« Wieder hob sie an zu schreien, doch diesmal vor Zorn. »Marco! Du Lausebengel! Wieso bist du nicht bei der Feldarbeit!« Sie rüttelte meinen Onkel an der Schulter. »Vittore, geh runter von mir! Der Junge liegt da oben auf dem Balken und schaut uns die ganze Zeit zu! Vittore! Bist du taub?«

Sie schüttelte ihn heftiger, was dazu führte, dass er gänzlich von ihr herabrutschte – und mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden schlug.

Abermals schrie Paulina auf, diesmal vor Entsetzen, und während ich einen kurzen Blick auf fassförmige weiße Schenkel und die dunkel behaarte Unaussprechlichkeit dazwischen erhaschte, rappelte sie sich vom Tisch hoch.

»O Gott, Vittore! Vittore! Was ist mit dir?«

Ihre schrillen Schreie und der Schrecken, der sich meiner beim Anblick meines reglos daliegenden Onkels bemächtigte, brachten mich vollends aus dem Gleichgewicht, und ich rutschte ab. Ich schaffte es zwar noch, mich mit beiden Händen an dem Balken festzuklammern und unter halsbrecherischem Schwingen dort hängen zu bleiben, doch ich sah mich außerstande, wieder hinaufzukommen, um den Rückweg bis zur Wand und von dort aus auf den Schrank anzutreten, von dem aus ich zu Beginn meines Beobachtungsmanövers den Balken erklettert

hatte. Es gab folglich nur noch den direkten Weg nach unten. Während ich fieberhaft überlegte, ob ich mich wohl, an dem Balken festhaltend, Stück für Stück bis über den Tisch hangeln konnte, um nicht ganz so tief zu fallen, kippten Paulinas Schreie über, als wollte der Teufel ihre Seele holen.

»Vittore! Bist du etwa *tot?*«

Meine Hände glitten vom Balken, und einen Lidschlag später landete ich auf den Steinplatten des Küchenbodens. Das hässliche Knacken meines rechten Beins spürte ich mehr, als dass ich es hörte, denn Paulina schrie nun ohne Unterlass. Ich versuchte, aufzustehen und zu meinem Onkel zu gelangen, doch mein Bein knickte unter mir weg. Also benutzte ich nur das andere und hüpfte hinüber zum Tisch, wo Paulina über meinen Onkel gebeugt dastand und wie von Sinnen kreischte.

»Onkel Vittore?«, stieß ich hervor, auf einem Bein stehend wie ein Storch.

Er sah mit offenen Augen zu mir hoch, doch sein Blick war leer.

Von Paulinas Geschrei alarmiert, kam im nächsten Moment der Stallknecht in die Küche gestürzt. Ernesto war schon alt und länger in unseren Diensten, als ich auf der Welt war, und mein hilfloses Entsetzen milderte sich ein wenig bei seinem Erscheinen, denn er schien zu wissen, was zu tun war. Grob schubste er die abrupt verstummende Paulina zur Seite und gab meinem Onkel ein paar Ohrfeigen. »*Domine?*«, brüllte er. »*Domine?*«

Gleich darauf hielt er unvermittelt inne und bekreuzigte sich. Sich zu Paulina umwendend, richtete er sich auf. »Eines ist sicher«, sagte er.

»Dass er tot ist?«, fragte sie, starr vor Schreck.

»Nun ja«, meinte Ernesto, als wäre gerade das an dem ganzen Vorfall eher nebensächlich. In seiner pragmatischen Art deutete er auf die offene Hose meines Onkels. »Er starb als glücklicher Mann.«

 An die folgenden Tage erinnerte ich mich später nur lückenhaft, denn ich war wie gelähmt vor Trauer. Onkel Vittore war der einzige Mensch, der mir nahestand, und ich hatte, solange ich denken konnte, mit tiefer Liebe an ihm gehangen. Eigentlich war er gar nicht mein Onkel, sondern nur um zwei Ecken mit mir verwandt, doch da meine Mutter bei meiner Geburt verstorben war und ich nach dem Ableben der übrigen Verwandtschaft keine anderen Angehörigen mehr hatte, war er zugleich meine ganze Familie und somit der Mensch, um den sich mein Leben von Beginn an gedreht hatte.

Alles, was ich je an Wissen verinnerlicht hatte, kam von ihm – von einigen geheimen Kleinigkeiten abgesehen, die ich mir aus gewissen anstößigen Zeichnungen angeeignet hatte, welche Ernesto unter seiner Matratze versteckte –, ob es nun um das Einmaleins ging oder darum, wie man einen Pflug durchs Feld zog und ein Huhn köpfte.

Onkel Vittore hatte stets den Standpunkt vertreten, ein ordentlicher und aufrechter Gutsherr müsse alles lernen, was ihm nützte, und so hatte er mich von klein auf unterrichtet, nicht nur bei der Feldarbeit und beim Versorgen des Viehs, sondern auch am Lesepult. Er hatte mich Rechnen und Schreiben gelehrt, desgleichen Griechisch und Latein, hatte mich mit Pythagoras und dem Liber Abacci ebenso vertraut gemacht wie mit Platon, Plinius und einigen anderen Geistesgrößen. In unserer Bibliothek gab es bestimmt an die hundert Bücher, und ich hatte sie alle gelesen. Überdies hatte er mich im Reiten und Fechten unterwiesen, auch wenn das Pferd eine uralte Mähre und das Schwert nur aus Holz war.

»Eines Tages wirst du all diese Fertigkeiten gut gebrauchen können, Marco«, hatte er zuweilen erklärt. Wann genau das sein würde, hatte er freilich nie gesagt, weshalb ich ihn im Laufe des letzten Jahres häufiger gefragt hatte, ob es wohl bald wieder Krieg geben würde. Zum bäuerlichen Leben fehlte mir die innere Überzeugung. Was mit Euklid und Sokrates anzufangen

war, erschloss sich mir ebenfalls nicht auf Anhieb, wohl aber der Nutzen von Ross und Waffe: Ich war wild entschlossen, zur Kavallerie zu gehen und dort meinen Mann zu stehen. Nicht erst seit dem Studium der Schriften römischer Herrscher wusste ich, dass kaum etwas dem Edlen besser ansteht, als tapfer zu Felde zu ziehen. Oder vielleicht auch, zur See zu fahren. Die ruhmreiche Schlacht von Lepanto hatte ein paar Jahre vor meiner Geburt stattgefunden, war jedoch immer noch in aller Munde, und ich stellte mir häufig vor, auf dem Geschützdeck einer gewaltigen Kriegsgaleere zu stehen und Kanonen auf die Osmanen abzufeuern.

Über solcherlei Ansinnen war Onkel Vittore stets lächelnd hinweggegangen, doch immerhin hatte er einige Wochen zuvor die vielversprechende Bemerkung gemacht, es sei wohl endlich an der Zeit, mich einmal mit in die Stadt zu nehmen. Mit *Die Stadt* war die Serenissima\* gemeint. Die prächtigste Metropole des Abendlandes, die Krone europäischer Kultur, kurz: Venedig, der schönste Ort der Welt. Jedenfalls waren das die Worte, die Onkel Vittore zur Beschreibung der Lagunenstadt zu verwenden pflegte. Seitdem war kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht nachgefragt hatte, wann es denn endlich so weit wäre, worauf Onkel Vittore erst in der vergangenen Woche versprochen hatte, dass es zu meinem achtzehnten Geburtstag geschehen solle. Ich brachte kaum genug Geduld auf, die verbleibende Zeit ohne drängende Fragen zu überstehen, und nicht einmal die unverhoffte Möglichkeit, meinen Onkel und Paulina beim Akt zu beobachten, hatte mich von meiner angespannten Vorfreude ablenken können.

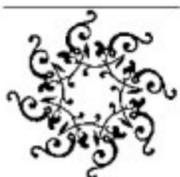
Unselige Parzen fügten es, dass Onkel Vittore fünf Tage vor meinem Geburtstag starb und ich deswegen nicht nur um meine Venedigreise gebracht war, sondern auch darum, wie ein aufrechter Mann an seinem Grab zu stehen: Wegen meines ge-

\* Die Durchlauchtigste

brochenen Beins musste ich auf einem Karren sitzen, auf dem mich Ernesto zum Friedhof beförderte.

Als wollte der Himmel meine Trauer angemessen unterstreichen, öffnete er während der Bestattung alle Schleusen. Es goss die ganze Zeit über in Strömen, und während Pater Anselmo, der Priester unserer kleinen Gemeinde, am offenen Grab letzte Segensworte sprach, wurde der Regen wasserfallartig. Alle Erschienenen bemühten sich redlich, sich nicht anmerken zu lassen, wie gern sie vor den herabstürzenden Wassermassen geflohen wären. Pater Anselmo redete gegen Ende seiner Ansprache immer schneller, und es drängte sich der Eindruck auf, dass er von seiner vorbereiteten Rede einen großen Teil einfach wegließ, bevor er nach einem hastigen *Amen* mit klatschnasser Soutane den Rückzug antrat und in der Kirche verschwand. Die übrigen Dörfler nahmen sein Verschwinden zum Anlass, ebenfalls hurtig das Weite zu suchen. Der davonrennende Totengräber rief immerhin über die Schulter zurück, er werde das Grab später zuschaukeln, darüber sollten wir uns keine Gedanken machen.

Der Regen trommelte auf den Sargdeckel, und dieses Geräusch tönte mir noch lange in den Ohren, während Ernesto schimpfend den Gaul antrieb, der alle Mühe hatte, den Karren durch den Matsch in Richtung Gutshaus zu ziehen. Paulina lief derweil voraus, um den Kamin anzuheizen. Ich selbst blieb frierend und pitschnass auf dem Karren hocken, ein stechendes Pochen in meinem geschienten Bein und einen weit schlimmeren Schmerz in meiner Seele.



Zwei Wochen später war ich wegen des Beinbruchs immer noch zur Untätigkeit verdammt und konnte mich nur mühsam mithilfe von Krücken fortbewegen, weshalb ich die meiste Zeit des Tages im Bett lag, weil das deutlich bequemer und weniger schmerzhaft war, als auf einem Stuhl oder

einer Bank zu sitzen oder herumzuhumpeln. Außerdem konnte ich in meiner Kammer nicht so leicht beim Heulen ertappt werden. Ich schämte mich, weil ich in diesen ersten Tagen nach Onkel Vittores Tod so oft weinen musste, und kam mir deswegen vor wie ein kleiner Junge, doch ich konnte nichts dagegen tun.

Weit schlimmer war jedoch, dabei von Paulina erwischt zu werden. Als es zum ersten Mal geschah, saß ich gerade am Küchentisch, hatte eine Zwiebel in der Hand und musste daran denken, wie sehr Onkel Vittore immer auf Zwiebeln als gesunde Speise geschworen hatte. Allein die Erinnerung daran trieb mir die Tränen in die Augen, und ich schluchzte auf. Unverzüglich ließ Paulina den Kochlöffel fahren, eilte vom Herd zu mir, riss mich in eine tröstende Umarmung und erstickte mich fast an dem phänomenalen Gebirge ihres Oberkörpers.

»O weh, mein Kleiner, was für ein schlimmes Leid! Du armer, armer Waisenjunge! Ach ja, ich vermisse ihn auch so sehr, den guten, lieben Mann!« Und schon brach sie ebenfalls in Tränen aus, übergoss mich förmlich mit der salzigen Flut, während sie mich an diese überbordende Fleischfülle presste, von der ich mir noch in der Woche davor gewünscht hatte, ihr näher zu sein. Nun, da ich sie so dicht vor mir hatte, dass es näher gar nicht ging, dachte ich nur daran, wie gern ich allein gewesen wäre, um mein peinliches Schluchzen unbeobachtet fortzusetzen.

Beim zweiten Mal verlief es ähnlich, nur dass zu allem Überfluss wegen Paulinas lautem Geheul auch noch Ernesto und der Feldknecht hinzukamen und fragten, ob sie helfen könnten.

Nach diesem Vorfall blieb ich in meiner Kammer und achtete streng darauf, dass meine Augen immer trocken waren, wenn Paulina hereinkam, um mir Essen oder frische Wäsche zu bringen oder den Nachttopf zum Säubern zu holen. Damit die Langeweile und die traurigen Gedanken nicht unerträglich wurden, hatte ich alles an Lektüre neben dem Bett gestapelt,

was Onkel Vittores Bücherborde hergaben. Das meiste hatte ich schon mehrfach gelesen, sodass die Erbauung sich in Grenzen hielt, doch es war immer noch besser, als herumzuliegen und gar nichts zu tun.

Mich mit unzüchtigen Phantasien abzulenken, kam in dieser Situation nicht infrage. Ich wusste, dass es Sünde war, sonst hätte ich es nicht bei jeder Gelegenheit beichten und dafür ungezählte Bußgebete sprechen müssen, und während dieser Zeit der schrecklichen Trauer erschien es mir erst recht sündig, Unaussprechliches zu denken. Nicht einmal im Catull wagte ich zu lesen, und als ich es zwischendurch in einem Anfall besonders schlimmer Langeweile doch tat, konnte ich hinterher vor lauter schlechtem Gewissen nicht einschlafen.

An einem dieser zähen, quälenden Abende lag ich wieder einmal ruhelos im Bett, als ich von draußen Hufschlag und die Räder einer Kutsche hörte. Besuch! Eilig warf ich die Decke von mir und griff nach den Krücken, um zum Fenster zu humpeln. Ein so seltenes Ereignis wie die Ankunft einer fremden Kutsche durfte ich auf keinen Fall versäumen! Rasch rechnete ich zurück, wann es das letzte Mal vorgekommen war, und dass ich es nicht auf Anhieb wusste, war nur der Beweis dafür, wie lange es her war. Zwei Jahre bestimmt, und abgesehen davon, dass der Fremde, der uns damals aufgesucht hatte, ständig gehüstelt hatte, konnte ich mich an nichts Besonderes an ihm erinnern. Erst hinterher erfuhr ich, wer er war: irgendein Notar, der mit Onkel Vittore langweilige Erbschaftsangelegenheiten zu besprechen hatte. Damals hatte ich mich nach einem kurzen Blick auf die staubigen Akten, die er mit sich führte, rasch wieder in den Stall verzogen, wo an jenem Tag ein Schwein ferkelte, was ich mir nicht entgehen lassen wollte.

Ein paar Monate davor war ein beliebter Dominikanerprior erschienen, über den Onkel Vittore mir berichtete, dass er stets auf mildtätige Gaben für sein Kloster aus sei – mithin ebenfalls keine sonderlich aufregende Erscheinung.

Einmal war ein Steuerbeamter gekommen, vor dem Paulina und ich in Windeseile Teppiche und Tafelsilber im Keller versteckten, während Onkel Vittore mit dem Mann im Hof parlierte.

Noch früher, als ich ungefähr sieben oder acht war, hatte uns ein großer Mann in prachtvoller Kleidung besucht, der mir das Haar zerzaust hatte, bevor Onkel Vittore mich zu Bett schickte. Auch von diesem Fremdling war mir wenig in Erinnerung; immerhin wusste ich noch, dass er ein edles Pferd geritten hatte.

Da somit Besucher auf unserem Landgut fast so selten auftauchten wie andernorts neue Könige, wurde ihnen auch ähnlich gehuldigt, zumindest übertragen auf unsere bescheidenen Verhältnisse. Jedes Mal musste Paulina auftragen, was die Küche hergab, und ich wurde in den Keller geschickt, um ein Fässchen vom besten Wein zu holen. Nur der Steuerbeamte hatte keinen bekommen.

Als vor zwei Jahren der Notar da gewesen war, hatte ich sogar ein Gläschen kosten dürfen – aus meiner Sicht keine Erfahrung, die nach Wiederholung schrie. Hinterher hatte ich einen großen Becher süßen Apfelmust trinken müssen, um den trockenen Geschmack nach altem Holz loszuwerden.

Aufgeregt öffnete ich das angelehnte Fenster und blickte hinaus. Unten auf dem gepflasterten Hof vor dem Haus rollte die Kutsche aus, ein rustikales Gefährt, das von zwei nicht minder plumpen Pferden gezogen wurde. Der Schlag öffnete sich, und zwei Männer stiegen aus, die ich im flackernden Licht der Kutschenlaterne sofort erkannte, weil sie zu den wenigen Menschen gehörten, die in den letzten Jahren unser Gut besucht hatten – es waren der Dominikanerprior und der Notar.

Gleich darauf bemerkte ich, dass noch jemand mit ihnen gekommen war: Vom Kutschbock stieg der Priester unserer Gemeinde, Pater Anselmo, und gesellte sich zu den beiden Männern.

»Da wären wir, *Messères\**«, sagte er.

»Werden wir denn nicht erwartet?«, wollte der Dominikanerprior wissen. »Im Haus scheint alles dunkel zu sein. Die Fahrt war lang, und eine warme Mahlzeit wäre nicht schlecht. Vielleicht auch ein Becher Wein dazu.«

Pater Anselmo wirkte ratlos. »Nun, ich habe der Magd letzten Sonntag nach der Messe Bescheid gesagt, dass Ihr heute Abend herkommt. Aber sie wirkte auf mich ... ein wenig indisponiert. Der Tod des guten Vittore hat ihr sehr zugesetzt. Sie hielt große Stücke auf ihn.« Zweifelnd blickte er zum Haus. »Möglicherweise hat sie vergessen, dass heute Besuch erscheint.«

Das hatte Paulina gewiss. In den letzten Tagen vergaß sie ziemlich viel, was nach meinem Dafürhalten daran lag, dass sie ihren Kummer täglich in Schnaps ertränkte. Sie fing nach dem Vespermahl damit an und hörte erst auf, wenn es Zeit fürs Bett war.

»Wir sollten anklopfen«, schlug der Dominikanerprior vor. Er war etwa im selben Alter wie der Notar, nach meiner Schätzung also um die sechzig, doch während der Notar klapperdürr war, wirkte der Prior unter seinem wallenden Ordensgewand so massig wie ein verfetteter Ochse.

»Das sollten wir tun«, stimmte der Notar hüstelnd zu. »Ein warmes Plätzchen zum Schlafen wird rasch gefunden sein.«

»Vielleicht kann die Magd auch einen Rest vom Mittagmahl aufwärmen«, ergänzte der Prior. »Und uns einen Schoppen Wein reichen.«

»Vorher sollten wir die Unterredung mit Marco führen«, sagte Pater Anselmo. »Damit der Junge weiß, woran er ist. Das wird alles sehr unerwartet für ihn kommen.«

Ich reckte mich und spitzte die Ohren, um kein Wort zu verpassen.

\* Venezianische Anrede für Herren

»Eigentlich wollte Vittore den Jungen mit nach Venedig nehmen«, fuhr Pater Anselmo fort. »Er erzählte mir erst vor wenigen Wochen von dieser Absicht.«

Der Notar hüstelte missbilligend. »So gesehen war es vielleicht ein rechter Segen, dass es nicht mehr dazu kam.«

Was? Wieso war es ein Segen? In meiner Aufregung wäre ich um ein Haar hingefallen, da ich nicht darauf achtete, dass ich die ganze Zeit auf nur einem Bein stand. Hastig stützte ich mich am Fensterrahmen ab und versuchte, mich in ein einziges, riesiges Ohr zu verwandeln.

»War da was?« Der Prior spähte zum Haus. »Wollten wir nicht anklopfen und um Obdach und Nahrung bitten?«

»Nicht, dass ich Messèr Zianis Tod begrüßen würde«, fuhr der Notar fort, als hätte der Prior nichts gesagt. »Er musste viel zu früh sterben! Zweiundsechzig ist dafür kein Alter!«

»Siebenundsechzig«, murmelte ich.

»Siebenundsechzig«, sagte Pater Anselmo. »Vittore war siebenundsechzig.«

»Ganz recht«, sagte der Notar, als hätte er nie etwas anderes behauptet. »Und wenn ich davon sprach, dass es ein Segen war, so meinte ich damit natürlich nicht sein Hinscheiden, sondern lediglich die Tatsache, dass eine Reise nach Venedig Unheil über den Jungen bringen könnte. Als ich das letzte Mal mit Messèr Ziani darüber sprach, war er noch derselben Meinung.«

»Das kann ich bestätigen«, warf der Prior ein. »Denn auch bei meinem letzten Gespräch mit ihm vertrat er den Standpunkt, dass der Junge auf dem Land gut aufgehoben ist. Hm, ob wir nicht vielleicht jetzt doch einen kleinen Schoppen ...« Hoffnungsvoll blickte er zur Tür, doch wieder sprach der Notar weiter, als hätte es keinen Einwurf gegeben. »Nicht umsonst hat Messèr Ziani sich damals so völlig von der zivilisierten Welt zurückgezogen. Das Wohl seines Schützlings lag ihm am Herzen, deshalb ging er in diese Einöde.«

»Ins Niemandsland«, bekräftigte der Prior.

»Nun, unser Dorf mag sehr klein sein und ein wenig abseits liegen«, sagte Pater Anselmo beleidigt. »Aber unser Leben ist gewiss nicht primitiver als das der Menschen in der Stadt.« Er reckte sich. »In unserer Kirche haben wir ein echtes Fresko! Von einem Maler aus Padua!«

Der Notar seufzte. »Euer Fresko ändert nichts daran, dass Padua einen Tagesritt von Eurem Dorf entfernt ist.«

Das stimmte leider. Man hätte noch hinzufügen können, dass zwischen der Kirche mit dem echten Fresko und unserem Gut eine weitere Stunde strammen Fußmarsches lag. So winzig das Dörfchen war – im Vergleich zu unserem Landgut stellte es ein Zentrum urbaner Betriebsamkeit dar. Hier oben in den Hügeln gab es nichts außer dem alten Herrenhaus, ein paar nicht minder alten Ställen und Schuppen, einige Äcker und Weiden und Haine, und darumherum schier endlose Weiten unberührter Natur. *Einöde* war eine durchaus treffende Bezeichnung dafür, sogar dann, wenn man, so wie ich, nichts anderes kannte.

Drei Mal in all den Jahren hatte Onkel Vittore mich mit nach Padua genommen, oder genauer, er hatte es tun wollen. Das erste Mal war ich acht Jahre alt gewesen und hatte auf halber Strecke die Masern bekommen, sodass wir wieder umkehren mussten. Das zweite Mal, zwei Jahre später, waren wir Wegelagerern in die Hände gefallen, die Onkel Vittore um seine gesamte mitgeführte Barschaft gebracht und ihn obendrein verprügelt hatten, sodass wir anschließend von Glück sagen konnten, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Beim dritten Mal schließlich, im vergangenen Jahr, hatte Onkel Vittore Schmerzen in der Brust bekommen, kaum dass wir das Dorf hinter uns gelassen hatten. Auch diese Reise nach Padua war daher äußerst kurz gewesen.

Danach hatten wir nicht mehr über Padua geredet. Stattdessen hatte ich begonnen, über den Krieg zu sprechen, genauer über die Möglichkeit, in selbigen zu ziehen, falls einer

ausbrüche, um auf diese Weise ein wenig mehr im Land herumzukommen als bisher, worauf Onkel Vittore mir schließlich die Venedigreise in Aussicht gestellt hatte. Wenn schon, denn schon, hatte er gemeint, und dann hatte er noch eine rätselhafte Bemerkung dazu gemacht, die ich nicht weiter beachtet hatte, die mir aber nun, da die drei Männer dort unten über Venedig sprachen, wieder in den Sinn kam.

»Du bist fast achtzehn und längst ein Mann«, hatte Onkel Vittore gesagt und mich dabei von unten herauf – er war einen Kopf kleiner als ich – auf seine halb lustige, halb melancholische Art angeschaut. »Ich kann dich nicht für alle Zeiten vor Venedig verstecken. Ich dachte, ich könnte und sollte es. Aber ich habe meine Meinung geändert, denn manchmal ist es besser, sein Schicksal zu suchen, statt vor ihm zu fliehen. Die Zeit dafür ist gekommen.«

»Ihm war daran gelegen, den Jungen von der Stadt fernzuhalten«, sagte der Notar zu Pater Anselmo. »Das haben wir für den Fall seines Ablebens notariell beurkundet.«

Er hat seine Meinung geändert!, wollte ich rufen, doch ich besann mich und hielt den Mund, damit mir nichts von der Unterhaltung entging.

»Er hat alle nötigen Verfügungen für eine Überstellung des Mündels in unser Kloster getroffen«, bestätigte der Prior beflissen. »Schon vor Jahren. Er wollte, dass wir uns um alles kümmern.« Er schnüffelte leicht. »Ich finde, es riecht nach Essen. Nach kaltem Schweinebraten vielleicht. Kann das sein?«

Der Notar übergang das mit lautem Hüsteln. »Die Vormundschaft sowie die Verwaltung von Geld und Gut bis zur Großjährigkeit obliegen dem Orden nur zur Hälfte«, hob er hervor.

»Was ist mit der anderen Hälfte?«, wollte Pater Anselmo wissen.

»Die untersteht meiner Weisung und Aufsicht«, bemerkte der Notar. »Was *in concreto* besagt, dass die Finanzverwaltung gemeinschaftlich vorzunehmen ist.«

»Gewiss«, sagte der Prior zerstreut. »Hm, vielleicht rieche ich auch Huhn. Riecht jemand von den Herren ebenfalls Huhn?«

»Und falls dem Jungen etwas zustößt, bevor er großjährig wird?«, warf Pater Anselmo ein. »Wem fällt dann das Vermögen zu?«

»Warum sollte dem Jungen etwas zustoßen?«, erkundigte sich der Prior freundlich.

Ja, warum? Und welches Vermögen war gemeint?

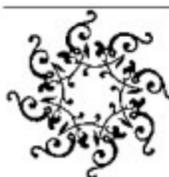
Abermals verlor ich das Gleichgewicht, und diesmal verursachte ich dabei ein Geräusch, das draußen hörbar war, denn der Prior fuhr herum und äugte zum Fenster hoch. »Da war etwas! Ich habe etwas gehört!«

In diesem Moment ertönte im Haus das Knarren einer Tür und dann das Schlurfen von Schritten im Erdgeschoss. Gleich darauf tat sich unten die Pforte auf, und ich hörte Paulinas verschlafene Stimme. »Pater? Du lieber Himmel! Was wollt Ihr denn hier? Und wer ... Ojemeine! Der Besuch!« Sie brach in Wehklagen aus, was dazu führte, dass Ernesto und der Ackerknecht mit Äxten bewaffnet aus ihrem Quartier neben dem Stall gestürzt kamen.

»Wir sind in ehrbarer Absicht hier!«, rief der Notar aus, die Hände erhoben.

Davon war ich keineswegs überzeugt. Obwohl ich nicht viele Menschen kannte – im Dorf lebten kaum mehr als zehn Dutzend Seelen –, so galt sogar unter diesen wenigen als gesichert, dass man Advokaten nicht trauen könne. Mir schwante, dass Änderungen bevorstanden, die mir nicht behagten.

---

 »Der Junge ist viel größer, als ich ihn in Erinnerung habe«, sagte der Prior, als ich am nächsten Morgen auf Krücken die Treppe hinabgehumpelt kam.

»Nun, Ihr sagtet selbst, dass Euer letzter Besuch hier über zwei Jahre zurückliegt«, versetzte Pater Anselmo. »Gerade zwi-

schen dem sechzehnten und dem achtzehnten Lebensjahr pflegen Knaben allgemein stark in die Höhe zu schießen.«

»Nun ja, aber sogar unter diesen Umständen erscheint er mir ungewöhnlich hochgewachsen.« Der Prior lachte. »Ein Bursche, der hoch hinauswill, wie?«

Mir kam bei dieser Erklärung ein unwillkommenes Bild von mir selbst oben auf dem Deckenbalken in den Sinn, das ich nach Kräften verdrängte, während ich mich fragte, was dieser Tag mir wohl noch bringen mochte.

Der Prior, der Notar und Pater Anselmo saßen zu dritt am Küchentisch und sprachen dem Morgenmahl zu, das Paulina ihnen vorgesetzt hatte. Sie selbst stand am Herd und werkelte mit ihren Küchenutensilien herum.

»Es scheint, als müsse er sich auch bereits den Bart schaben«, sagte der Prior mit einem prüfenden Blick auf mein Gesicht.

Ich merkte, wie ich errötete, während ich mit der Hand über den frischen Schnitt an meinem Kinn fuhr. Allzu regelmäßig rasierte ich mich noch nicht, weil ich es lästig und schmerzhaft fand, vor allem, wenn hier und da Pickel im Weg waren.

»Mit achtzehn ist ein junger Mann alt genug, um ausgewachsen zu sein und sich den Bart zu schaben«, sagte Pater Anselmo streitlustig. »Jedenfalls ist es hier bei uns auf dem Lande so. Vielleicht sind ja in Eurem Kloster alle Jünglinge kleinwüchsig und laufen von allein bartlos herum.«

»Nicht doch«, sagte der Prior gut gelaunt. »Auch wir haben so manchen großen Novizen in unseren Reihen. Und vom Bartschaben halte ich selbst viel.« Wie zum Beweis tätschelte er seine feisten Wangen. »Eine gründliche Rasur unterscheidet so manchen kultivierten Mann vom Tier.«

Der Notar warf ihm einen argwöhnischen Blick zu und kratzte kurz seinen Backenbart, bevor er sich hüstelnd wieder über sein Rührei beugte.

Schweigend setzte ich mich zu den Männern an den Tisch, unfähig, meine Sorgen zu verdrängen.

Gleich nach ihrer Ankunft am Vorabend waren der Notar und der Prior in meiner Kammer aufmarschiert, und während ich mich im Bett aufsetzte und so tat, als riebe ich mir den Schlaf aus den Augen, wurde mir das, was ich zuvor schon erlauscht hatte, nochmals in blumigen Worten unterbreitet. Beredt setzten sie mir auseinander, wie gut es mir im Kloster gehen würde, einer einzigartig und kulturell hochstehenden Zucht- und Bildungsstätte im Dienste des Herrn, und was ich für ein Glück hätte, dass mein Onkel alles so vorausschauend für mich geregelt habe. Um nichts müsse ich mich selbst kümmern, alles werde von guten und weisen Menschen in die Hand genommen.

Meine vorsichtigen Versuche, diese Pläne infrage zu stellen, wurden sofort mit freundlichen, aber bestimmten Worten unterbunden. In meinem jugendlichen Alter, so wurde mir erklärt, habe ein Mensch noch kein eigenes Entscheidungsrecht. Das gelte umso mehr für mich, der ich, unbeleckt von allen Einwirkungen der Zivilisation, in der Einöde aufgewachsen und folglich noch viel unerfahrener als andere Burschen meines Alters sei.

Nicht einmal den Zeitpunkt des Aufbruchs durfte ich mitbestimmen. Gleich nach dem Morgenmahl würde es auf die Reise gehen, Paulina hatte bereits in aller Frühe meine Sachen packen müssen.

Der Prior, der mir mittlerweile als Bruder Hieronimo vorgestellt worden war, beobachtete sie wohlwollend bei ihren Verrichtungen an der Kochstelle. »Sagte ich Euch bereits, dass Euer Rührei köstlich ist, Monna Paulina?«

Sie nickte mit roten Wangen, blieb aber stumm, offenbar furchtsam darauf bedacht, keinen Unwillen zu erwecken. Von meinem Horchposten oben an der Treppe hatte ich vorhin mitbekommen, wie der Notar – sein Name war Barbarigo – sie davon unterrichtet hatte, dass künftig das Landgut unter seiner Mitverwaltung stehe und noch entschieden werden müsse, wer vom Gesinde hierbleiben dürfe.

Nach dem Essen verschwanden die Männer der Reihe nach

in Richtung Abtritt, während es für mich ans Abschiednehmen ging. Mein Reisesack war bereits in die Kutsche verfrachtet worden, und ich selbst stand auf meine Krücken gestützt in der Küche und rang mit den Tränen. Ich verlor den Kampf schon, bevor Paulina mich weinend in die Arme nahm und mir beteuerte, wie lieb sie mich habe, mindestens so sehr wie einen eigenen Sohn, und wie sehr sie hoffe, dass ich in der Fremde bei den frommen Mönchen glücklich sein möge.

Pater Anselmo kam vom Abtritt zurück. Bedrückt legte er mir die Hand auf die Schulter. »Mein lieber Junge, ich weiß, dass dein Onkel Vittore im Laufe des letzten Jahres seine Pläne geändert hatte, doch blieb ihm nicht mehr die Zeit, seine Anordnungen über deine weitere Erziehung zu widerrufen. Immerhin kann ich zu deiner Beruhigung sagen, dass er diesen beiden Männern vertraut hat, sonst hätte er es ihnen nicht überlassen, sich um dich zu kümmern. Dabei bist du im Grunde bereits ein Mann, stark und mutig genug, dein Leben selbst in die Hand zu nehmen und für dich einzustehen. Zögere nicht, genau das zu tun, wenn dir die Zeit dafür gekommen scheint! Erweise dich als der kluge und tapfere Bursche, zu dem dein guter Onkel dich herangezogen hat!« Pater Anselmo wiegte den Kopf, als glaubte er selbst nicht so recht, was er eben gesagt hatte. »Nun ja, wirkliche Lebenserfahrungen konntest du hier draußen so fernab der Welt nicht sammeln. Eigentlich überhaupt keine. Aber es wird sich schon alles zum Guten fügen, der Herr wird es richten.«

»Und was wird aus mir?«, schluchzte Paulina. »Wo soll ich denn hin, wenn das Gut in fremde Verwaltung kommt? Wer will denn eine alte Magd von bald fünfzig Jahren noch haben?«

»Fünfzig?«, fragte Pater Anselmo. »Ihr scherzt! Ich selbst werde am nächsten Stephanstag einundsechzig und war sicher, dass Ihr mindestens zwanzig Jahre jünger seid!«

Paulina hörte schlagartig mit dem Weinen auf und trocknete sich mit der Schürze die Tränen. »Wirklich?«, fragte sie schüchtern.